

HAUSNACHRICHTEN No. 126

OKTOBER/NOVEMBER 2026

EXKLUSIV FÜR **mare**-ABONNENTINNEN UND -ABONNENTEN



Zwei mit Hai in Goethes Wunderkammer

AUGENMENSCHEN

Auf unserem Tisch in der Gaststube „Zum Weißen Schwan“ dampft Tafelspitz mit grüner Sauce und Kartoffeln. „Goethes Lieblingsgericht“ steht auf der Speisekarte. Die Fotografen stimmen sich ein und brauchen auch Kraft. Ein paar Schritte von seinem Stammlokal entfernt liegt Goethes Wohnhaus und seine naturwissenschaftliche Sammlung. Für uns ist es vielmehr wie eine Wunderkammer.

Da kommt nicht jeder hinein. Wir fühlen uns privilegiert. Das macht es aber nicht besser. So, wie mancher Schreiber eine gewisse Angst vor der leeren Seite hat, haben wir einen Heidenrespekt vor der ersten Belichtung. Wir fangen mit den Seepocken an und werden mit dem merkwürdigen Pelikanschnabel aufhören. Dazwischen fragen wir immer mal nach den Geschichten dahinter. Die häufige Antwort: „Wir wissen es nicht.“ Eine Wunderkammer braucht halt ihre Geheimnisse.

Welcher Untergrund, welcher Hintergrund, welche Perspektive, welches Licht? Und warum? Wir überlassen das Denken unseren Augen. Goethe hätte wohl nichts

gegen diese Herangehensweise gehabt. Er begriff die Welt zuallererst über das visuelle Erfassen. Einen „Augenmensch“ nannte er sich. Das Erstaunen war immer der erste Reiz zur Wissenschaft.

Auch wir haben versucht, genau hinzuschauen, und mit unseren Mitteln vielleicht etwas von dem herauszuarbeiten, was ihn interessierte, als er es sah.

*Heidi und Hans-Jürgen Koch,
„Ozean, gönn' uns dein ewiges
Walten!“, Seite 70*

FEUERINSEL

4. August 1962: Schockierende Nachrichten! Meryl und ihre Freundinnen im Girl-Scouts-Camp Edey in Bayport, Long Island, New York, waren fassungslos – Marilyn Monroe war tot aufgefunden worden. Die blonde „Femme fatale“ war nicht mehr da, ein Märchen zu Ende gegangen.

Ein paar Tage später begannen die Pfadfinderinnen von Camp Edey, über ein anderes Märchen zu flüstern. Während einer Übernachtung am nahe gelegenen Strand erzählten die Mädchen Geschichten von Fire Island, einem Ort im Meer, an dem nackte Feen in kleinen Häuschen mit niedlichen Namen wie „Shirley Temple“ lebten. Meryls Neugier war geweckt; sie suchte über die Great South Bay hinweg nach der Insel mit den nackten Feen, konnte aber nichts entdecken.

Sommer 1977: Bei einer Party im New Yorker „Studio 54“ lernte Meryl Barnett kennen, einen Kosmetiker aus Manhattan, der sich gerade von einer Trennung von seinem Ge-

schäfts- und Lebenspartner erholte. Da er Meryls Gesellschaft genoss, lud er sie zu einem Wochenende in sein Strandhaus „Survivor“ in Cherry Grove auf Fire Island ein. Meryl nahm ihre Disco-Freundin Judijupiter mit. Glücklicherweise hatte Meryl auch ihre Kamera dabei.

Das wilde Szeneleben weckte schnell Meryls schlummernde Kindheitserinnerung – das war *das* Fire Island, das Land der nackten Feen. Barnett lud die beiden ein, jederzeit wiederzukommen, und das taten sie auch, an vielen Sommerwochenenden, bis Barnett „Survivor“ 1979 verkaufte. Fire Island war eine Augenweide für eine junge lesbische Fotografin mit einem eigenwilligen Blick. Zurück in ihrer Dunkelkammer, entwickelte sie den Film, fertigte zwei Abzüge an und verstaute sie, bis Jahrzehnte später.

Meryls Schwarz-Weiß-Fotografien halten die queeren Gemeinschaften von Cherry Grove und The Pines in einer Zeit fest, die viele als die goldene Ära der ungezügelten sexuellen Befreiung betrachten. Freunde, Familien, Liebende, junge



Gestern und heute: Meryl Meisler

Menschen, Ältere, Dragqueens und -kings, Fashionistas, Butches, Femmes, Heteros und Freche, im Bikini, auf High Heels und barfuß tanzende Disco-Tänzer, Bootsfahrer, Nacktbadende, lebenslustige, feierfreudige Menschen unterschiedlichster Herkunft, geschlechtlicher und sexueller Identitäten, Ethnien, Rassen, Hautfarben und Glaubensrichtungen, die gemeinsam auf Fire Island feiern.

Sie besucht Fire Island nach wie vor und fotografiert dort.

Aus der Redaktion,

„Fire Island – Ein schmaler Streifen Glück“, Seite 44

FAMILIENALBUM

Ich kannte die Hauptfigur dieser Geschichte, Murat Belge, aus seinen Büchern, aber ich stellte mir vor, dass sich seine Wege mit denen meiner Eltern – die beide bereits verstorben sind – gekreuzt hatten. Während unseres Interviews erfuhr ich, dass er sie aus den 1960er- und 1970er-Jahren kannte, zusammen mit ihren damaligen Partnern. Sie bewegten sich in denselben Kreisen und versuchten, die Welt zu verändern.

Es ist etwas Besonderes, Menschen aus der Vergangenheit deiner Eltern zu treffen, aus einer Zeit, bevor du geboren wurdest. Es ist deine eigene Geschichte, aber eigentlich gehört sie anderen Menschen, wurde von anderen Menschen gelebt.

Die Art und Weise, wie sie die Welt verändern wollten – eine maois-

tische Revolution –, kam glücklicherweise nicht zustande, wie sie alle später im Leben zugeben würden. Aus heutiger Sicht war es ein seltsames Anliegen, wenn man bedenkt, dass diese Menschen allesamt hochgebildete Intellektuelle waren. Damals war es jedoch sehr angesagt. Sowohl meine Eltern als auch Herr Belge gehörten zu einer Gruppe von Menschen in der Türkei – im Westen ausgebildet, den liberalen Werten, der Literatur und der Kunst verschrieben. Sie stammten aus privilegierten Familien, deren Wurzeln bis zur osmanischen Elite zurückreichten, und verbrachten ihr Leben damit, vor diesen Privilegien zu fliehen und den Unterprivilegierten zu helfen – daher auch der Maoismus.

Was in der Türkei von den 1960er- bis zu den 2020er-Jahren geschah, ist eine lange und komplizierte Geschichte, doch Menschen wie meine Eltern sind fast verschwunden. Ihre Denkweise gilt heute als altmodisch und unerwünscht. Eine Mischung aus Nationalismus, Religion und persönlichem Profit ist das neue Gold für viele Menschen.

Die Geschichte von Murat Belge, seinem Vater Burhan und der Insel Yassıada, wo der Vater in den 1960er-Jahren inhaftiert war, ist nur ein Meilenstein auf dem Weg der Türkei. Doch was eigentlich nur eine politische Geschichte hätte sein sollen, hat mich dazu gebracht, in den Fotoalben meiner Eltern zu stöbern und für einen Moment ihre „Ichs“ im Alter von etwa 20 Jahren kennenzulernen.

Yusuf Sayman,

„Rückkehr auf die Gefängnisinsel“, Seite 30

NACHTFLIEGER

Als ich zum ersten Mal auf Corvo ankam, nachdem ich die anderen Inseln der Azoren bereist hatte, wirkte die Insel auf mich verlassen. Es war Januar, kurz bevor ein Atlantiktief namens „Hipólito“ zuschlug



Auch Sturmtaucher: Fotograf Zanenga

und Windgeschwindigkeiten von über 120 Kilometer in der Stunde mit sich brachte. Ich saß schließlich auf der Insel fest, und damals wusste ich fast nichts über die Sturmtaucher, abgesehen davon, dass sie auf Corvo nisten.

Meine erste Begegnung mit einem Sturmtaucher fand nachts statt. Als ich mich gerade zum Schlafen bereit machte, hörte ich seltsame Geräusche, fast so, als kämen sie aus einer anderen Welt. Tatsächlich waren es die Sturmtaucher mit ihren außergewöhnlichen Rufen. Im Spätherbst wird für ein bis zwei Wochen die öffentliche Beleuchtung abgeschaltet, gegen 21 Uhr. Die Jungvögel verlassen in dieser Zeit nachts ihre Nester, um aufs Meer zu fliegen. Sie werden vom künstlichen Licht der Siedlung geblendet, verlieren die Orientierung und stürzen ab. Das Abschalten der öffentlichen Beleuchtung rettet jährlich Tausenden Vögeln das Leben.

Viele besondere Augenblicke erlebte ich auf der Insel. Der schönste Moment von allen war, die Sturmtaucher in Richtung Meer fliegen und in der Ferne verschwinden zu sehen, nachdem wir ihnen in der Nacht zuvor buchstäblich das Leben gerettet hatten. Von diesem Moment an liegt es an ihnen, zu überleben, und das ist vielleicht der schwierigste, aber auch der schönste Teil der Natur.

Andrea D. Zanenga,

„Licht aus!“, Seite 108



Waren verheiratet: Burhan Belge und Hollywood-Diva Zsa Zsa Gabor

Text:
Marko
Martin

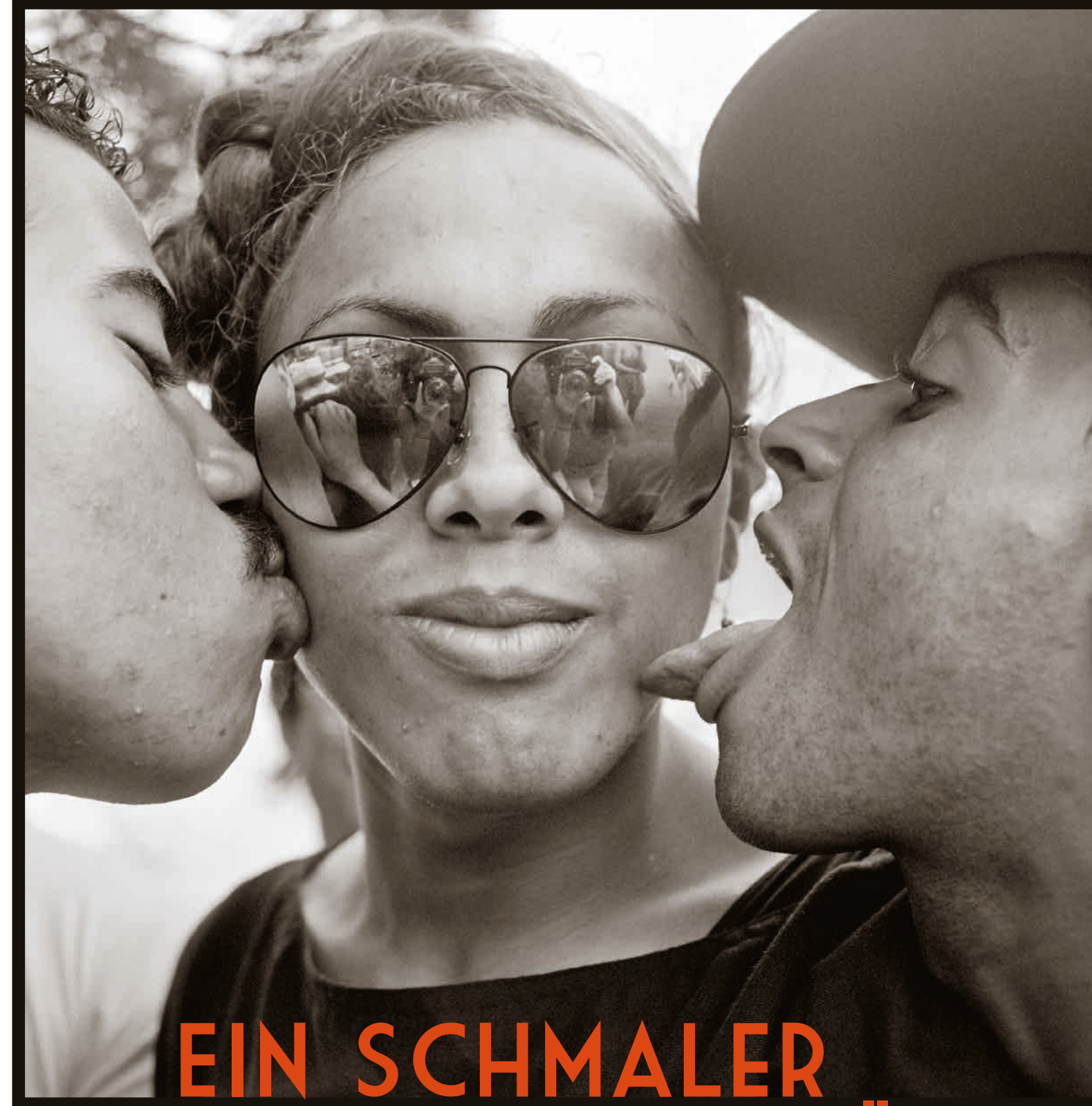
FIRE



Mit einer Schiffsfahrt ließ die New Yorker Gay Community in den 1970er-Jahren alle Hemmnisse hinter sich. Und feierte auf einer Insel vor Long Island den Sex, die Liebe und das Leben. Mittendrin: eine junge Fotografin, die den Geist der Zeit in langen Tagen und Nächten mit der Kamera einfing

Fotos:
Meryl
Meisler

ISLAND



EIN SCHMALER
STREIFEN GLÜCK



Seite 44 Ein
Tänzchen im
legendären Club
„The Monster“,
September 1977

Seite 45 Feierfreudige
am amerikanischen
Unabhängigkeitstag,
in der Spiegelung der
Sonnenbrille ist Foto-
gräfin Meryl Meisler
zu sehen, 4. Juli 1979

Oben Das Wenige,
was man trug,
war extravagant,
August 1977



Links Bootsfahrt
mit einstimmender
Lektüre, Juli 1978

Linke Seite unten
Gäste mit klaren
Botschaften im
„The Monster“,
1977

FIRE ISLAND – IT’S A FUNKY WEEKEND, A funky, funky weekend / It’s the place, where you’ll find me, the sun and the sea, / the place where love is free, yeah ...“ Wir schreiben das Jahr 1977, und nicht nur Village People sind mit ihrem Discohit außer Rand und Band, wiederholen euphorische Zeilen in einem Stakkato, das noch aufgedrehter ist: „Fire Isla-and, Fire Fire Island!“

Es war eine Zeit, in der für die meisten Amerikaner einen Moment lang alles gut zu sein schien. Der Vietnamkrieg war (für die Amerikaner, nicht für die verfolgten Südvietnamesen) zu Ende gegangen, der rechtsbrecherische Trunkenbold Richard Nixon und sein blasser Präsidenten-nachfolger Gerald Ford waren Geschichte, seit Januar ’77 residierte im Weißen Haus wieder ein würdiger Mensch, *a really good guy*: Jimmy Carter, der Erdnussfarmer aus Georgia. Und auch wenn er, der zutiefst gläubige Baptist, und seine ebenso religiöse Gattin Rosalynn alles andere als „funky“ waren – ein moralistischer Kulturkrieg war von den beiden nicht zu erwarten. Im ganzen Land schien Entspannung angesagt, die nach 1968 kurzzeitig verbal engagierte Populärkultur setzte auf Fun, Village People produzierten einen Dancefloor-Stampfer nach dem anderen.

Was aber hatte es mit jenem hymnisch angepriesenen Fire Island auf sich? Das 48 Kilometer lange und gerade einen Kilometer breite Eiland zeigt sich auf der Landkarte als eine Art Linie mit winzigen Ausbuchtungen, die sich auf Meeresseite hinter dem ungleich größeren Long Island zu verstecken scheint. In der Sprache der Geografen heißen solche Gebilde Barriereinseln, auch manche der Keys im südlichen Florida sind solche zu Land, Strand und Dünen gewordenen Barrieren, die einen Teil des Meers vom offenen Ozean abtrennen. Wer in den 1970er-Jahren an der New Yorker Penn Station den Zug nach Long Island nahm, um dort mit der Fähre nach dem bis heute autofreien Fire Island überzusetzen, hatte freilich zuvor schon

ganz andere Barrieren überwinden müssen – oder konnte sie auf der Insel ein wildes Wochenende lang wegtanzen. Denn was waren schon bis zu drei Stunden Fahrtzeit, wenn sich dort ganze Jahre von drückendem Lebensgepäck für eine Weile verflüchtigen durften?

Die Fotografien aus jener Zeit präsentieren jedenfalls eine berückende, sich selbst und die Körper der anderen Inselgäste feiernde Gegenwärtigkeit. Ein Jahrzehnt der sexuellen Ausgelassenheit, denn 1969 hatte in New York die *gay liberation* begonnen – mit der Stonewall-Revolte, späterhin auch bekannt als „Christopher Street Day“, als sich zum ersten Mal schwule Barbesucher gegen eine der notorischen Polizeirazzien gewehrt hatten. Die (Party-)Bilder sind von heute geradezu unvorstellbarer Lebensfreude und Daseinsdankbarkeit – und haben sich als haltbarer erwiesen als die Existenz derer, die sie zeigen. Was oft vergessen und verdrängt wird: Bereits zu Beginn der 1980er-Jahre kam es zu einem ebenso unvorstellbaren, abrupten Abbruch, im erschreckend existenziellen Wortsinn. Weltweit begann die Seuche Aids Millionen Opfer zu fordern, Junge, Alte, Reiche, Arme, Männer ebenso wie Frauen.

Besonders sichtbar war der Umschlag von Lebensintensität zu Agonie und Tod in der New Yorker *gay community*, in der nur wenige das Ende jener hedonistischen Discojahre überlebten, jenes nicht nur von Village People begeistert gefeierten *It’s now!*-Gefühls. (Als hätten sie’s geahnt.) In rasender Geschwindigkeit hatte das Virus vorherige Orte der Lust in Friedhöfe verwandelt, und wer Videos aus jener Zeit betrachtet, möchte die Augen besonders dann abwenden, wenn sie im einst so quecksilbrigen Fire Island entstanden. Unter Federboas eingefallene Gesichter, die flackernden Augen tief liegend, hervortretende Wangenknochen, gleichsam geschrumpfte Körper, Blicke voller Schrecken. Man versammelt sich auf Fähren, um die Asche bereits Verstorbener dem Meer zu übergeben, bewegt sich

Bardame im
„Ice Palace“,
September 1977



trotzig zu Gloria Gaynors „I Will Survive“. Doch längst ist alles zu einer Art Totentanz geworden, das Makabre nicht mehr selbst gewählt für die Dauer einer Performance, kein Verkleidungs- und Halloweenschmerz, der am nächsten Tag überginge in einen beruhigenden Alltag.

In dieser Zeit spielt Edmund Whites berühmter Roman „Abschiedssymphonie“, eine Anspielung auf Joseph Haydns Sinfonie Nr. 45, in der die Musiker die Kerzen vor ihren Notenständern löschen und nach und nach die Bühne verlassen, bis schließlich nur noch zwei Violinen zu hören sind, leise Echos eines Zusammenseins, das unwiderruflich zu Ende gegangen ist. Edmund White, geboren 1940 in Cincinnati und einer der unzähligen jungen Schwulen, die es Ende der 1960er aus der Provinz ins flirrende New York gezogen hatte – und damit auch ins rauschende Sommer-treiben auf Fire Island –, war seit 1989 HIV-positiv. Zu dieser Zeit kam dies noch einem Todesurteil gleich, doch White blieb unter den weltweit wenigen, die keinerlei Symptome entwickelten und nicht an Aids erkrankten. So konnten weitere Romane entstehen, deren urbane Protagonisten sich regelmäßig auch auf Fire Island tummeln – zuerst als unbesorgt Feiernde, dann als (kurzzeitig) Überlebende. Von der kommenden Katastrophe noch nichts wissend aber wurde ein anderes Buch zu *dem* hedonistischen Fire-Island-Kultroman: Andrew Hollerans 1978 erschienenes „Dancer from the Dance“, das seinerzeit unter dem deutschen Titel „Tänzer der Nacht“ auch hiesige Schwule zum Schwärmen brachte.

Davor und Danach. Vielleicht ist es ja das heutige Wissen um den bevorstehenden Einbruch des Todes in ein Universum der exzessiven Lebenslust, das den Fotografien aus jener kurzen Zeit der Unbesorgtheit zusätzliche Intensität schenkt. Zum ästhetischen Genuss gesellt sich Nostalgie in Erinnerung an selbst Erlebtes – oder auch nur von fern Vernommenes –, grundiert von einem Bewusstsein gnaden-

loser Endlichkeit. Beinahe ein Übermaß an körperlicher Präsenz, an Promiskuität und Fleischlichkeit, ehe dann ...

Von fern Vernommenes, *that's it*“, sagt Meryl Meisler mit fröhlicher Stimme. Die inzwischen 75-jährige Fotografin grüßt aus dem von Sonnenlicht durchfluteten Arbeitszimmer ihrer New Yorker Wohnung, und mit ihrem gewellten hellbraunen Haar und den gewitzt blinkenden Augen erinnert die ältere Frau von heute noch an die Bilder, die andere von ihr aufgenommen hatten, vor einer Ewigkeit: *Jewish girl from a decent family, ready for exploring the world*. „Jahre bevor ich all die Partyfotos machte vom ‚Studio 54‘ in New York City und natürlich von den Feiernden auf Fire Island – wissen Sie, was ich da über das Inselchen gehört hatte? Lauter Dinge, die ein damals elfjähriges Mädchen aus jenem Teil von Long Island, der am langweiligsten und konventionellsten ist, kaum einordnen konnte. Leute, die so Sachen machen ... Bitte, was denn für Sachen? Einmal unternahmen wir in unserer Gruppe einen Nachttrip am Strand, da sahen wir in der Entfernung ein Leuchten, wie Glühwürmchen in horizontaler Bewegung. ‚Das sind die Fähren mit den Nackten‘, flüsterte eine von uns, die wohl gewisse Gespräche ihrer gutbürgerlichen Eltern belauscht hatte. Wie in einem John-Updike-Roman, haha.“

Als Meryl Meisler dann Anfang der 1970er zum ersten Mal nach Fire Island kommt, ist die Discowelle dort noch nicht angelangt, die schwule Dominanz dennoch nicht zu übersehen, besonders im Örtchen Cherry Grove. Und längst vorbei die 1930er-Jahre, in denen zwar bei einem Fest im „Duffy's Hotel“ das homosexuelle Schriftstellerpaar Christopher Isherwood und W.H. Auden als Dionysos und Ganymed posiert hatte, jedoch die Mehrzahl der Einwohner noch gediegen heterosexuell war. Als nach deren Ansicht der in New York ansässige und von Coco Chanel,



Oben Star Wars
Party, August 1977



Links Lederlook in
Cherry Grove,
einem Viertel auf
Fire Island, August
1977

„Miss Fire Island“
mit aufrecht
getragenen
Bekenntnis zum
Heimatland,
September 1977



Greta Garbo und Eleanor Roosevelt frequentierte Starfri-
seur Antoine de Paris (mit bürgerlichem Namen Antoni
Cierplikowski) es auf der Insel zu wild trieb, wurde in sei-
ner Abwesenheit kurzerhand sein Haus abgeackelt.

„Was für eine Koinzidenz! Mein Freund Barnett“, so
Meryl Meisler heute, „der mit richtigem Namen Irving
Chudnowsky hieß, hatte ja ebenfalls einen osteuropäischen
Familienhintergrund, dazu war er jüdisch. Er besaß bis
1979 ein Haus auf Fire Island, und das war dann jeden
Sommer meine base. Auf schönste Weise völlig geflasht
von dem, was da vor sich ging, tags wie nachts, zog ich
jedes Mal sofort los mit meiner Kamera – mit und ohne
Blitzlicht.“ Sagt’s und bewegt sich vor dem Computerbild-
schirm auf ihrem Drehsessel rasant nach links, wo auf
einem Beistelltisch noch immer genau die Kamera liegt, der
die Fotografin bis heute die Treue hält – eine kompakte
schwarze Graflex Norita aus japanischer Produktion. Ein
erschütterungsfreier Apparat im wahrsten Wortsinn, denn
was die damals 26-jährige Meryl dann alles vor die Linse
bekam, hatte sie selbst im ausgelassenen New Yorker Par-
tyleben noch nicht gesehen. Denn anders als im legendären
„Studio 54“ gab es auf Fire Island keine Türhüter, und
jeder Besucher, der mit der Fähre hierherkam, fühlte sich
willkommen, auch wenn er auf der sommerlichen Über-
fahrt selbstverständlich bekleidet war – noch.

„Wichtig war, dass mir die Kamera am Strand nicht aus
den Händen fiel und auch kein vom Seewind aufgewir-
belter Sand auf die Linse kam. Wo doch gerade die Beach-
partys das Feinste waren – neben dem ‚Sunday Teadance‘
im ‚Ice Palace‘, der übrigens noch immer existiert. Wie
auch das kleine Postamt und der Eisladen.“ Und wieder
den Drehstuhl in Bewegung gebracht und nun ein bestimmt
kiloschweres weißes Album in den Händen. „Hierin sind
all die Negative aus meiner wilden Zeit. Ehe ich mich, da
nicht besonders wohlhabend, 1981 nach einem Brotjob

umschauen musste und dann bis 1994 in einer staat-
lichen Mittelschule in Brooklyn unterrichtete. Zu ver-
öffentlichen begann ich meine Fotografien aber erst im
zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts. Lustig, oder?“

Aus vielen der unzähligen Negativstreifen, die sich
hier im Album befinden, auf der Zellophanumhül-
lung in winziger, präziser Handschrift mit Auf-
nahmeort und -datum versehen, sind inzwischen inter-
national begeistert aufgenommene Ausstellungsstücke
geworden, Bücher und Performancefotos. Letztere na-
türlich auch präsentiert auf Fire Island, organisiert von
einem Inselhistoriker, der mit seiner Fire Island Pines
Historical Society an die bewegte Vergangenheit des
Orts erinnern will. Gerade weil dieser längst wieder
zum konkurrenzlosen Hotspot der Community gewor-
den ist, die sich nun hauptsächlich als queer bezeichnet.
Der Name des Mannes, quasi Fire-Island-typisch: Bobby
Bonanno.

Aber da wäre ja auch noch Judi (heute: JudiJupiter –
und zwar bitte schön „as one word“), Meryl Meislers
enge Freundin seit den Siebzigern, die auf den Fotogra-
fien aus jener Zeit ebenso präsent ist. Judi, eine junge
lesbische Frau inmitten schwuler Männer, die Siebziger-
Jahre-typisch mit Wuschelhaar, breiten Koteletten und
behaarten Oberkörpern (doch keineswegs immer mit
Sixpackbauch) in Meryls Kamera lachen. Die nicht kom-
merziell arbeitende Meisler, die ihr eigenes Coming-out
in ihren Zwanzigern hatte, war an den Stränden von
Cherry Grove und Pines, in den Clubs und Bars der
Insel hochwillkommen – heute erinnert sie sich nur an
einen einzigen Fall, in dem sich jemand von ihr gestört
fühlte und ihr im lustvollen Gedränge des „Ice Palace“
einen eher unfreundlichen Stoß versetzte, der freilich
sofort aufgefangen wurde von der entspannten Crowd,



Oben Meryl
Meislers Freundin
JudiJupiter
in männlicher
Begleitung,
September 1977

Links Tierfreund
mit netter
Botschaft am
Strand von Fire
Island Pines, 1977

Seite 53 Leicht
ermattet auf der
Heimreise, Sayville
Train Station, Long
Island, Juli 1978



EINE GESCHICHTE DER FREIHEIT

Auf der Besucherliste: James Baldwin, Truman Capote, Edward Albee. Fire Island war schon ein Fluchtpunkt der queeren Kultur, lange bevor dort der Disco-Beat den Ton angab

AM BEISPIEL VON FIRE ISLAND ließe sich so etwas wie eine queere Kulturgeschichte erzählen – oder zumindest besonders anmutige Fußnoten derselben. Immerhin wurde die Insel bereits seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Essays und Gedichten verewigt, in Fotografien und Gemälden. In den 1960er-Jahren hat der Romancier und afroamerikanische Bürgerrechtsaktivist James Baldwin dort Quartier genommen, der Dramatiker Edward Albee hat sein berühmtes Stück „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“ dort geschrieben und der quirlige Truman Capote sein legendäres „Frühstück bei Tiffany“.

Nicht nur in den berühmt-berüchtigten Jahren des vermeintlich reuelosen Sex war Fire Island ein Magnet, sondern schon in restriktiveren Jahrzehnten zuvor. So zeigen die Gemälde von Paul Cadmus (1904–1999) und Jared French (1905–1988) um 1940 Männerkörper vor maritimem Hintergrund, deren offensive Sinnlichkeit stärker betört als die routinierte Epheben-Erektion-Kombination des Fotografen Robert Mapplethorpe, der die Insel drei Jahrzehnte später besuchte. Cadmus war schwul, French bisexuell,

dessen Frau Margaret French (1906–1998) heterosexuell.

Der als durchaus dynamisch vorstellbare Charakter ihrer Dreierbeziehung wird auch auf jenen frühen Zeugnissen insularer Erotik deutlich – und ist in bedeutenden Museen wie dem New Yorker MoMA oder dem Getty Museum in Los Angeles zu bewundern: Männer (mitunter auch Frauen), die ihre Gliedmaßen unter sommerlichem Licht strecken, während ihre Blicke eine Ahnung davon geben, was für ein temporäres Glück sie gerade leben, ja, mit allen Fasern ihres Körpers an sich zu ziehen trachten.

Der Tod blieb gerade auf Fire Island nicht individuell, auch wenn das tragische Ende des jungen Dichters Frank O'Hara, der 1966 bei einem nächtlichen Ausflug von einem Jeep erfasst wurde und danach Maler mehrerer Generationen auf düstere Weise inspirierte: amerikanischer Hardcore-Realismus meets alteuropäisch geprägte Darstellung von Kreuzabnahme und Pietà. Die während der Aids-Epidemie entstandenen Gemälde wie etwa jene des Malers Paul Thek zeigen dann nicht zufällig vor allem verwaiste Strände, menschenleere, von Laub bedeckte Veran-

den, während spätestens mit Beginn des 21. Jahrhunderts die Lebenslust wieder zurückgekehrt ist.

Auch Wolfgang Tillmans scheint vom „neuen“ Fire Island gar nicht genug bekommen zu können; seine Inselfotografien, changierend zwischen juvenilem Übermut und Melancholie, waren auf Retrospektiven im MoMA zu sehen, dazu in der Londoner Tate Modern und im Centre Pompidou in Paris. Während eine aufstrebende junge Künstlerin wie Aya Brown (Jahrgang 1995) Frauen in heftigster Umarmung porträtiert, gelehnt an einen Pinienstamm auf einem der Cruising-Pfade der Insel. Vermutlich ist es nur eine Frage der Zeit, bis auch Browns subversive Bilder „museumsreif“ werden und beitragen zur „Fireislandisierung“ der Kunstgeschichte.

Bis dahin sind sie im opulenten Bildband „Fire Island Art: 100 Years“ zu entdecken, der kürzlich in New York bei Monacelli erschienen ist und auf mehr als 300 Seiten ein denkbar bezirzendes Kompendium darstellt. Um Hemingways Paris-Hommage ein wenig abzuwandeln: *Fire Island, a moveable feast.* ☞

Marko Martin



die vermutlich gerade wieder einmal zum Village-People-Song stampfte („You never know just who you meet / may be someone out of your wildest fantasies, yeah“).

Spontaneität, die bis heute bezirzt. Ungleich weniger stilisiert als etwa bei Nan Goldin und im Unterschied zu Robert Mapplethorpe das Pornografische nicht einmal streifend. Manche der Feiernden hatten sich in Dragqueens oder Dragkings verwandelt, imitierten die Village-People-Outfits, während andere den *cool-horny neighborhood guy* gaben. Wenn sie einander dann noch näher kamen in den Betten der Unterkünfte, an den nächtlichen Stränden oder auf dem sandigen, von Bäumen beschirmten Cruising-Pfad, der bis heute existiert und den ziemlich eindeutigen Namen Meat Rack trägt, war Meryl Meislers Kamera allerdings nicht mehr dabei. Musste auch nicht, da die Gesten und Blicke, die sie zuvor eingefangen hatte, all die noch wartenden Möglichkeiten bereits ahnen lassen.

Und jener Schrecken, den die Haydn-Symphonie andeutet, ganz und gar nicht partytauglich? „Auch ich habe ab Beginn der Achtziger Freunde verloren, wenn auch nicht so viele wie andere“, sagt Meisler leise. „Die meisten, die ich damals fotografiert habe, kannte ich aber gar nicht. Es

waren Fremde, die zu Komplizen geworden waren für die Dauer eines Kameraklicks, manchmal auch länger.“

Mehr ist nicht zu sagen. Was bleibt, sind die Bilder und die evozierten Erinnerungen. Was bleibt, ist Fire Island, das Meryl Meisler seither regelmäßig jeden Sommer besucht – außer im Jahr 2020, dem Höhepunkt von Covid, der anderen Epidemie. Auch wenn auf der Insel die Preise inzwischen rasant gestiegen und die meisten Hotels *high-end* sind. Doch noch immer landen dort Lebenshungrige an, vermischen sich gegenwärtige Chill-Sounds mit unsterblichen Dancefloor-Rhythmen – „Your Disco needs you“. Zwar mag auch Kylie Minogues Hit schon über ein Vierteljahrhundert alt sein – es gibt Feste der Gegenwärtigkeit, die bewahren einen Hauch von Ewigkeit. ☞

Marko Martin, geboren 1970, lebt als Schriftsteller in Berlin. Zuletzt erschien sein Essayband „Freiheitsaufgaben“ bei Klett-Cotta.

Die New Yorker Fotografin Meryl Meisler, Jahrgang 1951, hält bis heute den Alltag ihrer Stadt mit queerem Blick und jüdischem Humor in Bildern fest. Für sie war der erste Besuch auf Fire Island wie die Entdeckung eines realen Märchenlands, wo Freiheit, Freude, Selbstentfaltung und Gemeinschaft Tag und Nacht offen und sichtbar gelebt wurden.